

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1932

278 (26.11.1932) Wissenschaft und Bildung Nr. 48

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung (Badischer Staatsanzeiger) Nr. 278

Nr. 48

Samstag, den 26. November 1932

1932

Eichendorffs Erlösung

zum 75. Sterbetag des Dichters, 26. November 1932.

Von Kurt Voß, GDS.

Auf sternbestreuter Wiese, weitab in einem Schmollwin-
kel des Himmels, lagern Friedrich von Schlegel, Novalis
und Tieck um Eichendorff, ihm zur fünfundsiebzigsten
Wiederkehr seines Einganges durch Sankt Peters Tor
die Herzlichkeit von Hand und Wort zu bringen.

Der Jubilar wendet den ins blaue Weltall ver-
lorenen Blick den Freunden wie erwachend zu, als Schle-
gel aus dem bislang ruhig plätschernden Gespräch heraus
die Frage hinwirft:

„Erkläre uns doch ein Rätsel, Joseph — wie nur konn-
test du unser leidenschaftliches Lebenswerk, unsre heiß er-
reichte frühromantische Weltanschauung von der all-
umfassenden Kunst derart verflachen zu deinen leichtge-
függelten Liedchen und nachtwandelnden Taugenichts-Ge-
sängen?“

Der so hart Angegriffene ist erschrocken: „Aber, Fried-
rich, ich sollte mithin euern hohen Gedanken verflacht
haben? Verkündet das Zauberwort, aus dem die Welt
zu singen anhebt, trifft man es recht? Erniedrigt das
Lied, das in allen Dingen schläft? Ich, den man — ver-
zeiht, daß ich selbst es erwähne — den letzten Ritter der
Romantik heißt, ich wäre also der Wankelfänger der Ro-
mantik?“

Novalis begütigt: „So meinst du's doch nicht, Fried-
rich — zugegeben, daß unser Joseph allzu weitab aus der
leibhaftigen Menschen Erde ins Traumreich stapfte — aber
sagen wir: romantische Nachtigall — schon im Gedanken
an dein mir liebstes Gedicht:

Nächtlich wissen, was sie schlagen
So schön bei der Nacht.
's ist in der Welt ja doch niemand,
Der mit ihnen wacht.
Und die Wolken, die reisen,
Und das Land ist so bloß,
Und die Nacht wandert leise
Durch den Wald übers Gras.
Nacht, Wolken, wohin sie gehen,
Ich weiß es recht gut,
Liegt ein Grund hinter den Höhen,
Wo meine Liebste jetzt ruht.
Zieht der Einsiedel sein Stöcklein,
Sie hört es nicht
Es fallen ihr die Stöcklein
Übers ganze Gesicht.
Und daß sie niemand erschreckt,
Der liebe Gott hat sie hier
Ganz mit Mondschein bedeckt,
Da träumt sie von mir.“

Nächtlich fällt spöttisch überlegen und breit ein: „Nachtigall? Kaum, meine Guten — unser Eichendorff, könig-
lich preussischer katholischer Kirchen- und Schulrat im
Kultusministerium, lebenslänglich ein pflichtgetreuer Be-
amter, eine Nachtigall? Ein Zaunkönig!“

„Ich stimme für: Heidelberg Dachtraufen-Spat“, er-
eiferte sich Schlegel aufs neue, „ist nicht dein ganzes
Werk eine leicht benebelte Heidelberger Idylle? Mond-
schein, Siebeldächer und Katerjerenaden! Knabenhaftes
Wunderhorn! Bist doch mitgeritten in Büchows Schar
und kamst nimmer an den Feind, so auch hast du mit-
gerufen: Krieg den Philistern!, und lebstest geruhsam aus
ihren Krippen. Ich bin mir gewiß: verweht ist deine
Stimme im Vaterland, Spreu im Sturm der Zeit —“

Grad als Eichendorff, traurig abgemeldet, entgegenn-
will, daß er sein ehrlich Teil aus ehrlichen Kräften ge-
wollt und getan habe jederzeit dort, wohin ihn das Ge-
schick gestellt, da wandelt Petrus gemächlich herzu: „Nun,
Bruder Eichendorff, hast du's bedacht? Ein Wunsch steht
dir doch heut frei —“

Da leuchtet er auf: „Ja, sei's drum, einmal — ein
klein Weichen nur, möcht ich wohl wieder hören den
deutschen Wald im herbstlichen Wind, das Jagdhorn, Ruf
der Zugvögel — Lieder der Lebendigen —“

Auf einen Wink des Himmelstörners türmt sich eine
Wolke zu gewaltigem Hüstergewölbe hoch. Die Freunde
schwimmen, lauschen erstarrt.

Verwirren erst, dann näher, näher braust ein unge-
heures Lärmen, Gebrüll der Säfen, der Städte — es ver-
buscht wie ein Spuk, als Engel die Wand südlich drehen,
— nun rauscht ein Strom, schon hört man den Schrei der
Reiher, nun die Schälmei der Amseln — —

Der Dichter stellt jäh auf: junge Stimmen werden
laut, sie singen! Singen sein Lied: „O Taler weit, o
Höhen“ und lassen gleich darauf folgen: „Wer hat dich,
du schöner Wald...“

Wend, die Fäuste zur Brust gestemmt, die Lippen
dürstend geöffnet, steht Joseph da, — weiter dreht das
Wolkengewölbe; Quellen tropfen silbern, einen Lehrer
hört er taktieren der wandernden Schülerherde: „Wenn
Gott will rechte Kunst erweisen...“ — weiter, weiter
— atemlos — Studenten sind das: „Nach Süden nun
sich lenken, die Vögelin allzumal...“

Stürmt da nicht der Föhn in den fränkischen Bergen?
Gewiß kehren nun am abendlichen Nedar, die Winger
heim, der verklärte Dichter stimmt ein in ihre, seine
Weise: „In einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlen-
rad —“

Bitterlich beschämt haben sich die Freunde verflüchtigt;
Eichendorff sinkt wie getroffen in die Knie, stammelt:
Mein Heidelberg — — aus der grenzenlosen Unendlich-
keit klingen zwei dunkle Stimmen auf, sich umrankend,
Liebende:

„Schweiget der Menschen laute Lust:
Rauscht die Erde wie in Träumen
Wunderbar mit allen Wäumen,
Was dem Herzen kaum bewußt,
Alle Zeiten, lüde Trauer,
Und es schweifen leise Schauer
Wetterleuchtend durch die Brust —“

Die Engel, um den Dichter geschart, fallen jubelierend
ein.

Der Rundfunk sucht Inhalt

Von Curt Hoyer, GDS.

Mitten in einer nie erlebten politischen Krise, in einer
Zeit weittragender und gefährlicher staatspolitischer Ent-
scheidungen, findet die Frage nach der Reform des Rund-
funks in Deutschland lebhafteste öffentliche Anteilnahme.
Man wird dieses Interesse zum guten Teil auf das Konto
der Politik schreiben müssen, die heute das deutsche Volk
aufwühlt. Aber es ist doch auch noch ein ganz besonderes
Interesse, das sich hier kundtut: eben das Interesse am
Rundfunk als einem Mittel der Verständigung, wie es
noch nie in solcher Unmittelbarkeit und Breitenwirkung
vorhanden war.

Es gibt heute in Deutschland Arbeitslose, die ver-
sichern: Lieber weniger zu essen — aber Rundfunk be-
halten! ... Es gibt heute in Deutschland Männer von
hohem geistigen Rang, schöpferische Geister, die mit einer
Anteilnahme, die sie gern verleugnen, allabendlich ihren
kostbaren Empfänger einschalten und zustimmend oder
widerstrebend eine und mehr Sendungen abhören. Das
sind Tatsachen, die eine bisher kaum erhörte Spannweite
der Wirkung eines Kulturinstrumentes bedeuten.

Man hat gesagt — erst lebhafte wieder —: die unge-
heure Breitenwirkung des Rundfunks ist darauf zurück-
zuführen, daß er „circenses“ bietet. Gemeint ist: er be-
friedigt jenes in ein Hörbedürfnis umgewandelte „Schauf-
bedürfnis“ der Massen, das die Römer der Spätzeit mit
ihren rohen Zirkusspielen befriedigten. Das wäre also
eine sehr niedrige Einschätzung dieser neuen „Unterhal-
tungsmaschine“. Auf einer Rundfunktagung wurde vor
nicht zwei Jahren von autoritativer Seite festgesetzt: der
Rundfunk sei nicht imstande, „Eigenes“ an Form und
Inhalt herbeizubringen, er müsse sich mit der Vermitt-
lung vorhandener Formen und Inhalte begnügen. Einer
der hervorragendsten und erfolgreichsten Hörspielmacher
äußerte sich einmal dahin, daß ihn als Dichter gerade die
rein sprachliche Wirkung im Rundfunk äreize habe, die
Wirkung also mit dem Urstoff der Dichtung.

Man sieht: hier widersprechen sich die Meinungen der
Beteiligten recht erheblich!

Man hat sich darum gestritten, ob der Rundfunk eine
„Volksakademie“ werden könne oder ob er reines Unter-
haltungsmittel bleiben müsse. Man hat sich über seine
Politikfunktion und Entpolitisierung erheblich befleht.
Man hat seiner internationalen Programmverflechtung
die nationale Kulturpropaganda-Aufgabe entgegengestellt.
Wie ist nun die feststellbare „Kunfwirklichkeit“ beschaffen?

Nun — jener Dichter, der uns auf den Reiz der Wir-
kung des Urstoffes der Dichtung, der Sprache, im Rund-
funk hinwies, zeigt uns den Weg zu dieser Erkenntnis.
Man muß sich doch einmal darüber klar werden, womit
der Rundfunk denn seine Wirkungen erzielt. Zweifellos
in der Masse mit der Musik. Dann — man darf schon
sagen: auf einer höheren Stufe mit dem Wort. Niemand
will damit die musikalische Wirkung herabsetzen: es ist
aber klar, daß jene breite Wirkung der „musikalischen
Unterhaltung“ eben jenen „circenses“ entspricht, die oben
zitiert wurden. Der Rundfunk wird damit in eine Strö-

Literarische Neuerscheinungen

Jugendbücher

Grimms Märchen. 3. Folge. (100 Seiten mit einem far-
bigen Titelbild und einem farbigen Deckbild von Fritz
Schlemmer sowie 12 Textzeichnungen von Robert Weise.
Gebunden 2 RM., Union Deutsche Verlagsgesellschaft in
Stuttgart.) — Der bekannte Jugendliteraturverlag, die Union
Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, legt uns in diesem
Jahr auch eine neue Auswahl von Grimms Märchen vor.
Der sich durch einen schönen klaren Druck auszeichnende Band
enthält u. a. aus dem großen Märchenchat der Gebrüder
Grimm: Jorinde und Joringel, Hans im Glück, Die sieben
Schwaben, Der Eisenhans, Schneeweißchen und Rosenrot
und Der Zaunkönig.

Die Kreuzfahrt des Storpion, Abenteuerroman von Emi-
lio Salgari (302 Seiten, mit buntem Umschlag und
Illustrationen, in Ganzleinen geb. 3,90 RM., Rhön-Verlag Carl
Ewmina, Berlin SW 11). — Das persönliche Schicksal des
Korallenbarons Mac Lellan, der seinem Halbbruder über den
Atlantik nachjagt, um sich die geraubte Braut zurückzuholen,
verwirrt sich mit dem Schicksal der amerikanischen Nation, und
mehr als einmal greifen die Geschicke der Korallenforbette
„Storpion“ in den Kampf ein, die den Vereinigten Staaten
die Befreiung von der englischen Herrschaft brachte. Ganz be-
sonders gut gelungen sind auch in diesem vortrefflichen Roman
wieder die phantastisch abenteuerlichen Episoden, die auf dem
Meere spielen, und das Wettrennen der verfolgten und des
verfolgenden Schiffes über den Ozean gehört zu dem Schönsten
das die nie versiegende Gestaltungskraft des Autors seiner
Lesergemeinde geschenkt hat.

Steuergrüßheine. Steuergrüßheineverordnung nebst Durch-
führungsbestimmungen, amtlichen Einführungen und Bei-
spielen, Erläuterungen und ergänzenden Anhang. Mit Verwei-
sungen, Erläuterungen und Sachverzeichnis von Dr. F. W. Koch,
Reichsfinanzrat, Mitglied des Reichsfinanzhofs. VII, 85 S.,
München 1932. G. S. Ver. Kart. 1,30 RM.

Karlsruher Konzerte

Quantitativ zumindest sind wir zur Zeit nicht arm an Kon-
zerten; es ist aber nicht allein das Monatsende, das ja schon
immer gewohnheitsmäßig deren Zahl zu häufen pflegt, dies-
mal haben eine erhebliche Steigerung sowohl der „Tag der
Hausmusik“ wie auch der „Fuß- und Bettag“ mitbewirkt. Dort
war es vor allem die Jugend, die sich bei verschiedensten
Kundgebungen bemühte, von Anfängern bis zu fortgeschrit-
teteren die häusliche Musizierfreude nachdrücklich zu doku-
mentieren. Offenlich werden die Veranstaltungen, hinter
denen u. a. die badische Musikhochschule und das Mungische Kon-
servatorium standen, den tiefen Sinn des Wortes „Musica
praeludium vitae aeternae“ wieder erkennen helfen und manch
neuen Freund dem Kreis der Selbstmusizikanten, aber auch der
gleich wichtigen musikalischen Betätigung in Sing- und Spiel-
gemeinschaften zuführen!

Aus der Reihe der Konzerte, die uns in vielen evangelischen
Gotteshäusern der Fuß- und Bettag besetzte, sei nur heraus-
gegriffen, was der

Chor der Stadtkirche

mit einem dem ernstesten Charakter des Anlasses durchaus wür-
digen Programm zum Vortrag brachte. Denn wie immer hatte
dabei Hans Albrecht Mann, der verdiente Chorleiter, der
übrigens am Abend zuvor bei den Mühlburger Casino-Lieder-
franz-Sängern durch Abberingung eines Vorbeerkonzertes für
verdientvolle zehnjährige Dirigentenleistung geehrt wurde,
wieder älteres, zum Teil völlig unbekanntes Musikgut aufge-
stöbert, so etwa das staatsliche Lied „O Welt, ich muß dich
lassen“ oder die J. Chr. Bachsche Motette „Der Gerechte“.
Wie stets, war er auch neben einer gediegenen Chorleistung
um tüchtige Solisten besorgt. Sehr schön spielte Gertrud
Föfel besonders eine E-Moll-Sonate von Geminiani, die sich
dem weiten Kirchenraum mit ihrem fatten Viola-Ton herrlich
anpaßte; nicht minder erfreulich wirkte noch die Pforzheimer
Altistin Hilde Koller mit, vor allem zwei mit schlichtem Aus-
druck und musikalisch sicher gesungene Bach-Arien ließen wohl
jedem Hörer das Herz aufgehen. Trefflich bewährte sich des
weiteren Hans Vogel an der von ihm mit überlegener Ruhe
und aparter Registrierung betreuten Orgel.

Gleich zwei Orchesterkonzerte fielen außerdem ins Wochen-
programm. Im ersten, einem Beethoven-Abend, feierte der

Instrumental-Verein

sein 76. Stiftungsjahr und begann mit der „Nächten“, die ja
seit ihrer 1814 erfolgten Uraufführung noch immer unter
einem leichten Vorurteil leidet. Denn selbst heute wollen viele
einen anderen, dem meist heroisch geklauten Beethoven ganz
entgegengesetzten Meister des selben Namens nicht recht ge-
hen lassen. Und doch ist auch dies Werk, in dem der Schöpfer
der Reunten noch einmal einen Blick ins Jugendland zurück-
wirft und mit gereiftem Können sich mit Mozart und Haydn
mischt, ein Wunder. Man mußte überdies den unter dem
Taktstock von Theodor Mung bereinigten Dilettanten, die somit
auch einen bemerkenswerten und nachahmenswerten Beitrag
zum Kapitel „Hausmusik“ brachten, für eine laubere und in
ihrer Beschwingtheit sehr fesselnde Wiedergabe danken. Kern-
stück ward sodann das G-Dur-Clavierkonzert infolge einer
Darlegung seines Solopartes, dem man wirklich „ganz Ohr“
leihen konnte. Darin bestätigte Mathilde Frenk-Roth erneut
ihre großes Können, das auch vom genutzten Auditorium
gebührend anerkannt, belobigt und sogar durch Blumenpen-
den belohnt wurde. Und darauf noch die Phantasie (op. 80)
für Pianoforte, Chor und Orchester? Ich muß leider ge-
stehen, wenn es schwer auch in die Feder will, sie war eine
gelinde Enttäuschung, so nahe inhaltlich sie bekanntermaßen
an den Götterjungen der Reunten heranreicht. Aber eine
„Meine Reunte“, wie man gelegentlich wohl gemeint hat, ist
diese Chorphantasie trotzdem nicht, höchstens eine naive mens-
liche Vorfreude, die jedoch im Augenblick, wo dann jener ethisch
und musikalisch unendlich vertiefte Jubelgesang Gegenwart
wurde, schon Vergangenheit und mit einigem Recht halbver-
gessen war.

Wie anders wirkte dagegen dank einer zufälligen Gegen-
überstellung am nächsten Abend in einem Konzert, welches das
Karlsruher Philharmonische Orchester

(die Vereinigung der arbeitslosen Berufsmusiker) gab, Beethovens
Tripel-Konzert ein. Zwar mag es mehr Gelegenheits-
arbeit gewesen sein oder ein beiläufiger Versuch im Concerto
grosso-Stil, gleichwohl bekundet es in besonderer Sinfist
Beethovens Willen zum musikalisch Geisteren und vielleicht war
er nie so „aufgeknöpft“ wie in den köstlichen Reizen, die

mung der Massensuggestion und Massenunterhaltung, ja der Massenerregung und — Befriedigung eingeschaltet, die nur dem antiken Nymus vergleichbar ist: es ist die moderne Strömung des Tanzschlagers, des Films und einer gewissen Seite des Sports, wie sie in den Funkreportagen akustisch wirksam wird. Der Mensch wird damit in den Rhythmus und in den Rausch des Massenerlebnisses auch durch den Rundfunk hineingerissen.

Es ist nun aber ganz und gar ausgeschlossen, daß der Rundfunk, vor allem der deutsche Rundfunk, bei dieser rein zivilisatorischen Wirkung mit Ton und Wort stehen bleibt. Musik und Wort drängen von selber in andere Bezirke hinaus. Die sich heute um den Rundfunk Bemühenden sind weder alle Schlagertexter und Jazzmusiker, noch sind sie alle Sportreporter oder Conferenciers. Das Wort an sich drängt nach Eigenwirkung, die Dichtung drängt in den Rundfunk, weil sie den Menschen der Wortwirkung einfach erfüllt und zum Ausdruck treibt, eben jenen Wortmenschen, der das Mikrophon beherrscht. Und auf der anderen Seite ist ja — Gott sei Dank! — noch eine breite Schicht deutscher Menschen in Stadt und Land regsam, die nach dem Wort, nach Kunst und dichterischer Erhebung verlangt. Noch stärker aber dürfte das Verlangen nach hoher Musik sein im deutschen Volke. Es ist einfach unmöglich, aus einem sich technisch immer mehr verfeinernden Instrument der Klangwiedergabe die hohe Musik zu verdrängen. Gerade die Verfeinerung der Apparatur, wie sie auch die letzte Berliner Funkausstellung wieder erwies, wird sinnlos, wenn nicht Ton und Wort der Sendung sie beanspruchen.

Nun müssen wir uns aber bei der Beurteilung der Aufgabe des Rundfunks immer daran erinnern, daß nicht ein seelisches oder geistiges Bedürfnis, also keine Kulturnotwendigkeit diese Einrichtung hervorrief, sondern daß die Entwicklung der reinen Technik, der Elektrotechnik, hier ein Mittel schuf, mit dem man Ton und Klang, Wort und Musik beliebig über Zeit und Raum an jedermann vermitteln konnte. Kulturelle Feiern, Konzerte, Vorträge, Zeitschrift und Zeitung sind Mittel, die einem kulturellen Bedürfnis entspringen und sich langsam zu der jeweilig geistig notwendigen Stufe entwickelten. Der Rundfunk kam sozusagen ungerufen. Er war eines Tages da und verlangte nach „Füllung“, nach Material für seine Sendemöglichkeit. Die Menschen wurden von ihm überrascht, so wie sie vom Film, von der Schallplatte und vom Telefon überrascht wurden.

Es kommt also heute auf einen Kampf der Kulturinhalte um dieses neue Mittel der Verbreitung hinaus. Die „circenses“ werden immer den Vorkurs dabei haben, denn sie entsprechen dem technischen Mittel eher, weil sie gleich ihm auf Massenwirkung gestellt sind, weil sie nur in städtisch dichtgedrängten Massen einen Sinn haben. (Von der Landbevölkerung in Deutschland sind nur 10 Prozent am Rundfunk beteiligt, von der Bevölkerung in Orten mit über 2000 Einwohnern dagegen 47 Proz.)

Der Kampf der Kultur, vorunter hier das dichterisch erfüllte Wort und die hohe geistige Musik verstanden werden, um dieses Instrument ist also ein Teil jenes großen Lebenskampfes der Kultur in der Zeit der Verfassung. Diejenigen, die den Rundfunk unter diesem Gesichtspunkt bekämpft haben und bekämpfen, sollte man nicht als „Hinterwälder“ belächeln. Aber man kann dennoch der Meinung sein, daß es keinen Sinn hat, gegen entdeckte Möglichkeiten der Verständigung der Menschen untereinander zu kämpfen. Es gilt auch hier eine Form der Herrschaft zu finden. Die Apparatur darf niemals überwuchern und wahllos Inhalte nach Massenwunsch

rade in dieser Kammerorchester-Partitur stehen. Die nötige Musiker-Spontaneität, die das Werkchen erfordert, ließ ihm freilich auch das *Wienbacher-Trio*, das an den drei Solopulsten stand und sah; und voran sorgte Fr. Finnebach vom Flügel her für ein beschwingtes Tempo, das auf seine beiden Mitspieler (im Bogenreich und in der Reinheit des Tones gab's freilich keinen Vergleich) und ebenso auf das Begleitorchestr übertrug. Das Hauptinteresse konzentrierte sich danach auf ein „Symphonisches Fragment“ von Arnold Nielsen, der übrigens nicht mit seinem Namensvetter Carl, dem Führer des musikalischen Dänentums, zu verwechseln ist. Die Robitität selbst, ein leicht akademisches, doch nicht trodenes Wort, ist als eine Meditation über das bekannte Gamletwort „Sein oder Nichtsein“ gedacht, in der Grundfarbe also ein bißchen programmatisch und ab solch gewollter Wertigkeit heute schon überholt. Auf dessen wohlgemeinten Rat diese Schöpfung, die vor 30 Jahren entstanden sein soll, jetzt erst nach Deutschland kam, ist mir unbekannt; jedenfalls wird sie weder von sich noch vom ihrem Autor, der anwesend war, viel reden machen, außer daß man eben so nebenher wieder einmal feststellen hat, die nordische Musik scheint heute mehr denn je ihrer früheren Eigenart entböhrt und deutschromantischem Einfluß unterworfen. Hans Seeber von der Fioe setzte sich mit einer geradezu finsternen Ernsthaftigkeit für diese alte Neuheit ein und erkämpfte ihr immerhin nicht nur einen Augenblickserfolg, sondern auch seinem Orchester, das von seiner drittgängigen Gestalt sich willig beeinflussen ließ, lebhaften Beifall. Es haben sich überhaupt, wie auch noch die „Oberon“-Orchester zeigte, diese Philharmoniker inzwischen besser zusammengefunden, und wenn schon, um einen sportlichen Ausdruck zu gebrauchen, im Tripelkonzert die Solisten fast stets um eine Afsenlänge voraus waren, so hielten sie wenigstens gleichen Schritt dann mit der Stettiner Sängerin Käthe Niegel, die sich mit zwei Mozart-Arien und etlichen Mahler-Liedern hier einführte. Die Welt der „Figaro“-Gräfin ward zwar zunächst ein verhängliches Spiegelbild, insofern es verriet, was darauf auch die Susanne-Arie bekräftigte, daß man es mit einem vorwiegend dem Soubrettenfach zugehörigen Cannon zu tun hat. Allerdings ist die Stimme für Mahler noch gerade fällig genug, aber bei größerer Kraftanstrengung konnte auch hier das Gesangsinstrument nur unter technischer Vorherrschaft des Darzustellenden einermöglichen begünstigen. Klavierliebhaber von Hansmaria Dombrowski, der selbst begleitete, glitten auf einer so gesucht geschmackvollen Linie vorüber, daß man über diese im Programm unvorgesehene Einschübeungen sich kaum ein kritischeres Wort gefaßt hat.

Als der Vorrede sei noch an einen Sonatenabend erinnert, weil er vorteilhafteste Merkmale eines durchdachten

hinausfreien. Und damit sind wir beim politischen Sinn des Rundfunks: da er der technischen Möglichkeit der Benachrichtigung „an Alle“ entstammt, und also Massen „erfaßt“, so ist er ein politisches Instrument und gehört also in die Sphäre der Macht und Herrschaft. Keine Regierung kann ihn heute unbeaufsichtigt lassen, ja sie muß ihn als Mittel der Machtausübung und Führung benutzen. Nur in einem Lande, wo man sich über die politischen Selbstverständlichkeiten so wenig im klaren ist, wie in Deutschland, konnte man vom „unpolitischen“ Rundfunk reden.

Betrachtet man den deutschen Rundfunk, so wie er heute beschaffen ist, unter diesen Gesichtspunkten, so kommt man allerdings zu der Auffassung, daß er noch lange nicht hinreichend ausgenutzt wurde, daß die Kräfte des Wortes vor allem noch längst nicht zur vollen Wirkung in ihm gekommen sind. Der Rundfunk ist weder Katheder noch Bühne. Das ist mit Recht betont worden. Aber er ist mindestens eine Tribüne: er ist eine Kanzel, von der ungeheure seelische Wirkungen auf ein in stürmischer Bewegung befindliches Volk ausgeübt werden können. Gerade weil diese Tribüne nicht — wie die Rednertribüne romanischer Völker — mitten in der aufgeregten Masse steht, sondern im stillen Zimmer des einzelnen und der Familie, deshalb ist diese besondere deutsche Wirkung des Wortes möglich. Sie entspricht dann jenen „Wolfsbüchern“ und Flugblättern der ersten Zeiten der Druckerpresse. Sie ist aber auch wiederum benachbart der Wirkung der Kanzelrede, die schon einmal Deutschland aufwühlte und in ein neues Zeitalter führte. Wir alle fühlen ja, es gilt heute die deutschen Kulturwerte, die Werte des Wortes in neue Formen zu bringen und in diesen Formen an die Gesamtheit der Nation. Da kommt nun ein neues technisches Mittel, schleicht sich in Millionen Haushalte und wartet auf das fesselnde Wort: — ist dieses Mittel der Technik nicht vielleicht doch zu einer Stunde gekommen, die seiner bedarf?

„Der Massenwahn“

Von Kurt Baschwitz

Kurt Baschwitz hat sich mit seinem Werk* die schwierige Aufgabe gestellt, Licht zu bringen in eines der dunkelsten Probleme unserer Zeit. Er hat das Problem in durchaus wissenschaftlicher, objektiver Weise zu erforschen gesucht, wenn man als Deutscher auch hier und da im Untergrund den Schmerz des Deutschen durchzittern fühlt, das Völkchen mit unserem gequälten Vaterland. Baschwitz verstärkt den Eindruck wissenschaftlicher Betrachtungsweise recht geschickt dadurch, daß er Parallelen aus der Geschichte aufstellt. So leitet er sein Werk ein mit einem Kapitel über Hegerverfolgungen im Ausgang des Mittelalters. Und bei dieser Gelegenheit zeigt er auch schon eines seiner wesentlichen Erklärungsmomente für den heutigen Deutschenhaß in jener alten Zeit in Wirkung: nämlich das Entlastungsbedürfnis.

Der Mensch will von Haus aus überall Gerechtigkeit und Billigkeit. Wo er diese verkehrt sieht, gebietet ihm sein Gewissen, dagegen einzuschreiten. Wenn er dazu die Macht nicht besitzt, so redet er sich ein, das Opfer der Ungerechtigkeit verdiene die Strafe und haßt es. Die Hegerverfolger der alten Zeit hätten es vor ihrem Gewissen nicht rechtfertigen können, Tausende von Menschen verbrannt zu haben, wenn diese Menschen die Strafe nicht verdient hätten, wenn sie nicht Heger gewesen wären. So entlasten sie ihr Gewissen durch den Glauben an die Bössartigkeit dieser von ihnen gequälten Menschen. In derselben Weise erklärt der Verfasser den Deutschenhaß der neutralen Zuschauerländer, z. B. der Schweizer, und zwar gerade der Gebildeten. Die Schweiz ist ein kleines Land, dessen Existenz abhängt von der Gnade der umgebenden Großmächte. Sie muß sich daher dem Willen der Mächtigen derselben geschickt anpassen. Es entsteht eine Ver-

* „Der Massenwahn, Ursache und Heilung des Deutschenhaßes.“ (G. S. Beck, München.)

und empfundenen Musizieren trug. Denn eine nicht alltägliche Konzentration machte sich sofort in der fünften Bach-Sonate (F-Moll) bemerkbar, mit der draußen im Studentenhaus

Peter König (Violine) und Lene Draß (Klavier) begannen. Auch das Brahms-Werk (A-Dur, op. 100) erfuhr zumal von seiten des jungen Geigers eine intensive Interpretation. Da schwang in dem technisch aufgewandentlich gepflegten, weichen und wohlklingenden Ton wirklich etwas Seelisches mit, das man sonst bei gereinigten Spielern gar oft vermissen muß. In einer sehr zuverlässigen und von Stilgefühl getragenen Wiedergabe von Dvoraks F-Dur-Sonate ging dann auch die Klaristin mehr als sich heraus und sicherte dem Abend ein vorzügliches Gesamtresultat, auf dem sich mit Erfolg — für beide Teile — weiterbauen läßt. G. Sch.

Richard Strauß mit dem Badischen Landes-theater in Straßburg. Das letzte Gastspiel des Badischen Landes-theaters in Straßburg am 17. November mit Schillers „Mäurer“ fand vor ausverkauftem Hause eine so begeisterte Aufnahme, daß sich die Direktion der Straßburger Bühne veranlaßt sah, eine Wiederholung dieser Vorstellung zu vereinbaren; sie wird am 9. Dezember stattfinden. Weitere Gastspiele des Landes-theaters sind die Schiller-Gedichte „Große Szene“ und „Der grüne Kaladu“ am Montag, den 21. November, die Oper „Die ägyptische Helena“ von Richard Strauß am 5. Dezember, wobei der Komponist selbst dirigieren wird. Die Gastspiele in der Pfalz finden ihre Fortsetzung zunächst mit Verdis Oper „Othello“ am Donnerstag, den 24. November, in Neustadt a. d. S., und mit Bizets Oper „Carmen“ am 29. Dezember gleichfalls in Neustadt a. d. S. Für die zweite Dezemberhälfte ist für Landau ein weiteres Gastspiel mit einer Operenaufführung in Aussicht genommen.

Immatrikulation an der Universität Freiburg. Bei der am Samstag stattgefundenen Immatrikulation wurden 200 Studierende aufgenommen, darunter 38 Frauen. Auf die einzelnen Fakultäten entfallen hier von 11 auf die theologische, 36 auf die rechts- und staatswissenschaftliche, 17 auf die medizinische, 21 auf die philosophische und 15 auf die mathematisch-naturwissenschaftliche Fakultät. Nach der vorläufigen Statistik beträgt die Gesamtzahl der immatrikulierten Studierenden im Wintersemester 3384.

Kunstmalers Richard Plag f. In St. Martin ist der bekannte Pfälzer Kunstmalers Richard Plag an einem Herzschlag gestorben.

ehrung der Mächtigen. Nun tun diese einem andern Großen bitter Unrecht; der unabhängige Bericht müßte dies Verhalten verdammen, da er das Bedürfnis nach Gerechtigkeit auf der Welt hat. Zum aktiven Einschreiten ist die Schweiz zu schwach. Sie muß also ihr Gewissen beschwichtigen durch Glauben an die von der Großmacht behauptete Schlichtigkeit der von ihr bedrängten Menschen, die die Strafe verdienen. Also bildet sich der Massenwahn des Deutschenhaßes aus zur Entlastung des klopfenden Gewissens. Damit hängt auch begreiflich zusammen, daß der Schweizer es übernimmt, wenn man ihn von diesem Irrtum zu beilen sucht; man nimmt ihm damit die für ihn unentbehrliche Gewissensentlastung. Ich bin auf die Verhältnisse der Schweiz näher eingegangen, weil uns Süddeutsche, mit vielem Verkehr mit diesen naheliegenden, rassenverwandten Menschen diese Verhältnisse besonders betreffen. Für Holländer und andere Zuschauer gilt dasselbe.

Besonders zu loben ist an diesem Buch, daß es, obwohl wesentlich Psychologie, doch nicht theoretisierend langweilt, sondern die allgemeinen Wahrheiten durch lebendige Tatsachen fortwährend illustriert. Eine vorzügliche psychologische Analyse möchte ich noch hervorheben, die Betrachtung und Erklärung des Bewußtseins und Verhaltens Wilsons, des amerikanischen Präsidenten, der sein Volk aus der anfänglich geübten „Grenateneutralität“ zur aktiven Teilnahme am Krieg führte, der Menschen einsetzte, als die Granaten nicht mehr genügen. Er wollte — aus unbekanntem Grund — die Engländer vor dem Untergang schützen, dann aber, als der Krieg gewonnen war, den Deutschen einen unmöglichen Frieden sichern, was ihm durch die Franzosen unmöglich gemacht wurde. Im Laufe eines monatelangen Ringens wurde Wilson erschöpft, fast verweirfelt. Sehr bezeichnend erscheint das Wort Wilsons, als er zur Teilnahme an einem Hofschicksdiner genötigt wurde: „Mir bleibt der Bissen im Halse stecken, wenn ich neben dem Herz Poincaré sitzen muß.“ Totkrank äußert Wilson: „Ich wünschte, Deutschland mit Frankreich aufzäumen zu sehen, und das möchte ich dem nächsten Franzosen, dem Vorkämpfer Jufferand, ins Gesicht sagen.“ Genug.

Alles in allem: ein Buch, das in alle Hände, besonders in die der politisch tätigen Männer gehört, geeignet, Licht zu verbreiten über Dunkelheiten, klare Einsicht zu schenken und den Mut der Wahrheitsbekenntnis zu stärken. Dr. D.

Otto Bräns: Die Wiederkehr

Die innige Verbundenheit von Dichtung und Religion, der gleiche Seelengrund, aus dem die Visionen des Dichters und des religiösen Menschen aufsteigen, finden in einem ebenso dichterischen wie religiösen Roman von Otto Bräns, der schon in einigen früheren epischen Werken die Tiefe seiner episch-lyrischen Begabung erwiesen hat, zaubervolle Verwirklichung. Die Aufgabe, die der neue Roman „Die Wiederkehr“ des jungen Kölner Dichters (Verlag G. Cotta, Berlin) sich gestellt hat, ist unlösbar, wenn nicht schöpferische Gnade die Lösung schenkt. Das ist aber hier der Fall. Otto Bräns holt aus religiösem Erleben die Frage nach der Möglichkeit der Wiederkehr, der Wiederholung der Begebnisse der Heilsgeschichte in geschichtlicher, uns zeitlich naher Epoche. Können Maria und Joseph noch einmal in einer anderen Welt, in einer anderen Zeit zur Schöpfung ausziehen, das Kindlein im Stall zur Welt bringen, die Anbetung der Hirten und Könige erfahren? Kann Christus noch einmal auf die Erde kommen, wie das Evangelium es ergötzt? Und dieser Frage stellt Otto Bräns nun die Wirklichkeit geschichtlicher Menschen und Räume gegenüber: er kontrastiert die Legende mit dem Historischen. Und siegt! Und erreicht die innigste Einheit des Legendären mit dem Historischen, des Religiösen mit dem Realen, des Göttlichen mit dem Menschlichen! Welt er nicht schildert noch beschreibt, weil er dichtet. Das Geheimnis der dichterischen Begabung offenbart sich hier.

Otto Bräns dichtet, indem er auf schlichteste Art, die zugleich die natürlichste ist, einfach das Sein und Geschehen sein und geschehen läßt. Das Dasein der Personen Joseph und Maria ist dadurch ebenso unbedingt wie das Dasein des Kölner Kurfürsten Clemens August, der von 1700 bis 1761 lebte. Und zwar lebte, obwohl Kirchenfürst, als Kolotoloherr, der seinen Reichtum in die herrlichsten Bauten des Rheinlandes verschwand, der als Jäger, als großer Herr sein Leben lieber geniesst als in Pflichtenfüllung aufzuehen, der ein Vollmensch ist, ein Fürst, wie ihn nur die Kolotoloherr hervorbringen konnte. Der Dichter Bräns kann diese herrlich-herzliche Welt seines geliebten Rheinlandes in all ihrer atmosphärischen, menschlichen, kulturellen, ästhetischen Schönheit und Fülle, Lust und Bewegung erblühen lassen, ohne damit dem engen Raum, in dem Maria und Joseph ihr Geschick vollenden, Eintrag zu tun. Denn auch dieser enge Raum ist ja erfüllt von wesenhaftem Sein, besetzt in sich, und aus ihm erblüht das Wunder der Wiederkehr rein und selbstverständlich, wie das natürliche Ergebnis gottgesegener, irdisch-reiner Daseins. Als nun der Kurfürst Clemens August auf diese schlichte, kleine, enge Dasein und Geschehen um Maria und Joseph stößt, da schaut er das Wunder! Er allein schaut die Wiederkehr wirklich und bewußt, weil das Göttliche, das Wissen in ihm wahrhaft lebt: er ist wesenhaft religiös. Und für den wesenhaft religiösen, den wesenhaft gläubigen Menschen geschieht eben die Heilsgeschichte immer neu, kehren die Begebnisse der Heilsgeschichte immer wieder, erneut Gott sich täglich...

Wie das sinnträchtige, dabei ganz und lauter, schöne und klare, besessene und innige Wunder dieses Romans. Ohne Theorie noch Problematik steigt aus der Seele der Traum, die Vision der Wiederkehr auf: die historische Welt des Kurfürsten Clemens August in Köln, in Bonn, in Präfekt lehrte wieder und die Begebnisse der Heilsgeschichte kehren wieder und beide Welten verbinden sich zu einer Einheit, einfach weil das Göttliche immer gegenwärtig ist, immer lebt. Ein Dichter muß es nur offenbaren, gestalten. Otto Bräns hat die Kraft dieser Gestaltung über die Vision hinaus, weil er die Wahrhaftigkeit der Eingabe, die Reinheit des Glaubens, und die Feinheit des Wortes hat. Er hat als Gestalter nur die eine Sehnsucht gehabt: dem inneren Gesicht und Erleben zu gehorchen. Dieser Gehorsam war die Gnade, die ihm die Feder fähig, zu einem der innerlich reichsten, in der Schau schönsten dichterischen Romane, die wir seit langem erhalten haben. Hans Martin Ecker.